

Leseprobe aus:

**Michel Houellebecq**

# **Elementarteilchen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

# 1

Der erste Juli 1998 fiel auf einen Mittwoch. Daher war es durchaus logisch, wenn auch ungewöhnlich, dass Djerzinski seine Abschiedsfeier an einem Dienstagabend veranstaltete. Zwischen den Tiefkühltruhen für Embryos stand, ein wenig erdrückt von deren Vielzahl, ein Kühlschrank der Marke Brandt, in dem sich die Champagnerflaschen befanden; er diente normalerweise zur Aufbewahrung der üblichen chemischen Produkte.

Vier Flaschen für fünfzehn Leute, das war ein bisschen knapp bemessen. Alles war außerdem etwas knapp bemessen: Die Motivation, die sie zusammenführte, war oberflächlich; ein falsches Wort, ein schräger Blick, und schon würde sich die Gruppe auflösen und jeder zu seinem Fahrzeug eilen. Sie hielten sich in einem weiß gekachelten, klimatisierten Raum im Kellergeschoss auf, der mit einem Plakat deutscher Seen geschmückt war. Niemand hatte sich angeboten, Fotos zu machen. Ein bärtiger junger Forscher mit dümmlichem Aussehen, der seit Anfang des Jahres im Institut arbeitete, verdrückte sich nach wenigen Minuten unter dem Vorwand von Parkproblemen. Unter den Anwesenden breitete sich zunehmend spürbares Unbehagen aus; bald begannen die Ferien. Manche fuhren in ein Landhaus der Familie, andere verbrachten die Ferien im Grünen. Die Worte, die gewechselt wurden, peitschten langsam durch die Luft. Man trennte sich schnell.

Um neunzehn Uhr dreißig war alles vorbei. Djerzinski ging in Begleitung einer Kollegin mit langem schwarzem Haar, sehr weißer Haut und großen Brüsten über den Parkplatz. Sie war etwas älter als er; wahrscheinlich würde sie seine Nachfolge antreten und die Leitung des Forschungsinstituts übernehmen. Die meisten ihrer Veröffentlichungen beschäftigten sich mit dem Gen DAF3 der *Drosophila*; sie war unverheiratet.

Er stand vor seinem Toyota und reichte der Forscherin mit einem Lächeln die Hand (seit mehreren Sekunden hatte er sich vorgenommen, diese Geste, begleitet von einem Lächeln, auszuführen, und sich innerlich darauf vorbereitet). Die Handflächen verschränkten sich und schüttelten sich leicht. Ein wenig zu spät sagte er sich, dass es diesem Händedruck an Wärme gefehlt habe; angesichts der Umstände hätten sie sich umarmen können, wie es Minister oder manche Schlagersänger taten.

Nachdem die Verabschiedung vollzogen war, blieb er noch fünf Minuten, die ihm lang vorkamen, im Wagen sitzen. Warum fuhr die Frau nicht los? Onanierte sie, während sie Brahms hörte? Oder dachte sie etwa an ihre Karriere, an ihre neue Verantwortung, und falls ja, freute sie sich darüber? Schließlich verließ der Golf der Genetikerin den Parkplatz; er war wieder allein. Es war ein herrlicher Tag gewesen, die Hitze war noch zu spüren. In diesen Wochen des beginnenden Sommers schien alles in strahlender Unbeweglichkeit erstarrt zu sein; dabei wurden die Tage, wie Djerzinski bewusst war, schon wieder kürzer.

Er hatte in einer privilegierten Umgebung gearbeitet, dachte er, als auch er losfuhr. Auf die Frage: «Sind Sie der Ansicht, dass Sie als Einwohner von Palaiseau von einer privilegierten Umgebung profitieren?», hatten 63 Prozent der Bewohner mit «Ja» geantwortet. Das ließ sich verstehen; die Gebäude waren niedrig und durch Rasenflächen getrennt.

Mehrere Einkaufszentren ermöglichten eine mühelose Versorgung; der Begriff *Lebensqualität* wirkte in Bezug auf Palaiseau kaum übertrieben.

Die Autobahn in Richtung Paris war wie ausgestorben. Er hatte den Eindruck, sich in einem neuseeländischen Science-Fiction-Film zu befinden, den er während seines Studiums gesehen hatte: Der letzte Mensch auf Erden, nachdem alles Leben verschwunden ist. Es lag irgendetwas in der Luft, das die Vorstellung einer apokalyptischen Dürre aufkommen ließ.

Djerzinski wohnte seit gut zehn Jahren in der Rue Frémicourt; er hatte sich daran gewöhnt, das Viertel war ruhig. 1993 hatte er das Bedürfnis nach Gesellschaft empfunden; irgendetwas, das ihn abends beim Heimkommen empfing. Seine Wahl war auf einen weißen Kanarienvogel gefallen, ein ängstliches Tier. Er sang vor allem morgens; und dennoch wirkte er nicht fröhlich; doch kann ein Kanarienvogel fröhlich sein? Freude ist eine tiefe, intensive Empfindung, ein erhebendes Gefühl der Fülle, das das ganze Bewusstsein durchdringt; man kann die Freude mit dem Rausch, der Verzückung oder der Ekstase vergleichen. Einmal hatte er den Vogel aus seinem Käfig geholt. Zutiefst verängstigt hatte das Tier aufs Sofa geschissen, ehe es sich auf der Suche nach dem Eingang auf das Gitter stürzte. Einen Monat später hatte er den Versuch wiederholt. Diesmal fiel das arme Tier aus dem Fenster; der Vogel hatte den Fall gebremst, so gut es ging, und war mit Müh und Not fünf Stockwerke tiefer auf einem Balkon des gegenüberliegenden Hauses gelandet. Michel musste warten, bis die Bewohnerin zurückkehrte, und hoffte sehnlichst, dass sie keine Katze hatte. Es stellte sich heraus, dass die junge Frau Redakteurin bei der Zeitschrift *20 Ans* war; sie lebte allein und kam spät heim. Sie hatte keine Katze.

Es war bereits dunkel gewesen; Michel hatte das kleine Tier zurückgeholt, das sich zitternd vor Kälte und Angst an

die Betonwand gedrückt hatte. Anschließend begegnete er der Redakteurin noch mehrmals, meistens, wenn er seinen Müll nach draußen brachte. Sie nickte ihm zu, vermutlich als Zeichen, dass sie ihn wiedererkannt hatte; auch er nickte ihr zu. Kurz gesagt, der Zwischenfall hatte ihm erlaubt, eine nachbarliche Beziehung anzuknüpfen; so gesehen war die Sache gut.

Von seinen Fenstern konnte man ein knappes Dutzend Wohnblocks erkennen, also etwa dreihundert Wohnungen. Wenn er abends heimkam, begann der Kanarienvogel im Allgemeinen zu pfeifen und zu zwitschern, das dauerte fünf bis zehn Minuten; dann füllte Michel Körner und Wasser nach, erneuerte den Streusand. An jenem Abend jedoch wurde er von Stille empfangen. Er ging auf den Käfig zu: Der Vogel war tot. Sein kleiner weißer Körper war schon kalt und lag auf der Seite in den Sandkörnern.

Zum Abendessen nahm er eine Portion Seewolf mit Kerbel der Marke *Monoprix Gourmet* zu sich und trank dazu einen mittelmäßigen Valdepeñas. Nach kurzem Zögern legte er den Vogelkadaver in eine Plastiktüte, die er mit einer Bierflasche beschwerte, und warf das Ganze in den Müllschlucker. Was sollte er sonst tun? Eine Messe lesen?

Er hatte nie erfahren, wohin der Müllschlucker mit dieser winzigen Öffnung (die aber groß genug war, um den Körper eines Kanarienvogels aufzunehmen) führte. Doch er träumte von gigantischen Mülltonnen, die mit Kaffeefiltern, Ravioli in Soße und abgeschnittenen Geschlechtsorganen gefüllt waren. Riesige Würmer, ebenso groß wie der Vogel und mit Schnäbeln bewaffnet, machten sich über den Kadaver her. Sie rissen ihm die Beine aus, zerfetzten seine Eingeweide und zerstachen seine Augäpfel. Michel richtete sich nachts zitternd auf; es war noch nicht halb zwei. Er schluckte drei Xanax. So endete sein erster Abend der Freiheit.

Am 14. Dezember 1900 benutzte Max Planck zum ersten Mal in einem Vortrag mit dem Titel «*Zur Theorie des Gesetzes der Energieverteilung im Normalspektrum*» in der Berliner Akademie den Begriff Energiequantelung, der in der Weiterentwicklung der Physik eine entscheidende Rolle spielen sollte. Hauptsächlich auf Betreiben von Einstein und Bohr wurden zwischen 1900 und 1920 mehr oder weniger gelungene Modelle entwickelt, die versuchten, das neue Konzept dem Rahmen der bisher geltenden Theorien anzupassen; erst zu Beginn der zwanziger Jahre stellte sich dieser Rahmen als hoffnungslos überholt heraus.

Wenn Niels Bohr als der eigentliche Begründer der Quantenmechanik angesehen wird, beruht das nicht nur auf seinen persönlichen Entdeckungen, sondern vor allem auf der außerordentlich schöpferischen Atmosphäre, dem Klima intellektueller Aufgeschlossenheit, geistiger Freiheit und freundschaftlicher Beziehungen, das er um sich herum zu erzeugen verstanden hatte. Das Institut für theoretische Physik in Kopenhagen, das Bohr 1919 gegründet hatte, sollte zu einem Treffpunkt aller jungen europäischen Physiker werden. Heisenberg, Pauli und Born verbrachten dort ihre Lehrjahre. Bohr, der ein wenig älter war als sie, diskutierte mit ihnen stundenlang jede Einzelheit ihrer Hypothesen mit einer einzigartigen Mischung aus philosophischem Scharfsinn, Wohlwollen und logischer Strenge. Er war von fast pedantischer Genauigkeit und duldet keinerlei annähernde Erklärung bei der Auswertung der Versuche; aber

auf der anderen Seite sah er keine neue Idee von vornherein als verrückt, kein überliefertes Konzept als unantastbar an. Er lud seine Studenten gern in sein Landhaus in Tisville ein, empfing dort Wissenschaftler aus anderen Fachrichtungen, Politiker, Künstler; die Gespräche verliefen in zwanglosen Bahnen, von der Physik zur Philosophie, von der Geschichte zur Kunst, von der Religion zu Alltäglichem. Seit den Anfängen der griechischen Philosophie hatte es nichts Vergleichbares gegeben. In diesem außergewöhnlichen Kontext wurden in den Jahren 1925 bis 1927 die grundlegenden Begriffe der «Kopenhagener Deutung» formuliert, die die bestehenden Kategorien Raum, Kausalität und Zeit weitgehend aufhoben.

Djerzinski war es nicht im Entferntesten gelungen, ein ähnliches Phänomen in seiner Umgebung wieder aufleben zu lassen. Die Atmosphäre in dem Forschungsinstitut, das er leitete, war im Großen und Ganzen die eines gewöhnlichen Büros. Entgegen der unter romantischen Zeitgenossen weit verbreiteten Vorstellung vom Forscher als einem Rimbaud des Mikroskops sind die Molekularbiologen meistens rechtschaffene, nicht sonderlich geniale Techniker, die *Le Nouvel Observateur* lesen und davon träumen, ihren Urlaub in Grönland zu verbringen. Die molekularbiologische Forschung erfordert keinerlei schöpferische Begabung, keinerlei Erfindungsgabe; in Wirklichkeit ist es eine fast völlig routinemäßige Tätigkeit, die nur durchschnittliche, zweitrangige geistige Fähigkeiten erfordert. Die Leute schreiben Doktorarbeiten, habilitieren sich, dabei würde ein Grundstudium völlig ausreichen, um die Apparate zu bedienen. «Um sich eine Vorstellung vom genetischen Code zu machen», pflegte Desplechin, der Direktor der Biologieabteilung des nationalen Forschungsinstituts CNRS, zu sagen, «um das Prinzip der Proteinbiosynthese zu entdecken, ja, da musste man

schon die Ärmel etwas hochkrepeln. Übrigens hat, wie Sie ja wissen, Gamow, also ein Physiker, als Erster die Sache unter die Lupe genommen. Dagegen die Entschlüsselung der DNA-Moleküle, bah... Da wird entschlüsselt und entschlüsselt. Man nimmt sich ein Molekül vor und dann das nächste. Gibt die Daten in einen Computer ein, der Computer berechnet die Untersequenzen. Man sendet ein Fax nach Colorado: Die arbeiten am Gen B27, wir sitzen am C33. Reine Bastelei. Ab und zu gibt's eine kleine technische Neuerung; das reicht im Allgemeinen schon für den Nobelpreis. Das ist doch Kinderkram; geradezu lächerlich.»

Am Nachmittag des 1. Juli herrschte eine drückende Hitze; einer jener Nachmittage, die schlecht enden, an denen sich schließlich ein Gewitter entlädt, das die entblößten Körper vertreibt. Desplechins Büro ging auf den Quai Anatole-France hinaus. Auf der anderen Seite der Seine, am Quai des Tuileries, schlenderten Homosexuelle in der Sonne, unterhielten sich zu zweit oder in kleinen Gruppen, teilten sich ein Badetuch. Fast alle trugen Strings. Ihre mit Sonnenöl eingeriebenen Muskeln schillerten im Licht, ihre Hintern waren glänzend und gewölbt. Mitten im Gespräch massierten manche ihre Geschlechtsorgane durch das Nylon der Strings hindurch oder schoben einen Finger unter den Stoff und ließen ihre Schamhaare oder den Phallusansatz sehen. Desplechin hatte in der Nähe der Fensterwand ein Fernrohr aufgestellt. Er war, wie gemunkelt wurde, selbst homosexuell; in Wirklichkeit war er seit einigen Jahren vor allem Alkoholiker. An einem ähnlichen Nachmittag hatte er zweimal versucht zu onanieren, während er das Auge ans Fernrohr presste und unverwandt einen Jungen anstarrte, der seinen String abgestreift und dessen Schwanz einen ergreifenden Anstieg in der Luft begonnen hatte. Sein eigenes Glied war schlaff und faltig

herabgesunken, wie ausgetrocknet; er unternahm keinen weiteren Versuch.

Djorzinski war pünktlich um vier da. Desplechin hatte ihn um ein Gespräch gebeten. Der Fall weckte seine Neugier. Es war zwar durchaus üblich, dass ein Forscher ein Sabbatjahr beantragte, um in einem anderen Team in Norwegen, Japan oder irgendeinem dieser traurigen Länder zu arbeiten, in denen die Menschen um die vierzig massenhaft Selbstmord begehen. Andere – das war vor allem während der Mitterrand-Ära der Fall gewesen, der Epoche, in der die Geldgier unerhörte Ausmaße annahm – machten sich auf die Suche nach Finanzierungskapital und gründeten eine Firma, um das eine oder andere Molekül zu vermarkten; manche hatten übrigens in kurzer Zeit beträchtliche Reichtümer angehäuft und aus dem Wissen, das sie während der Jahre in der freien Forschung erworben hatten, hemmungslos Profit geschlagen. Aber Djorzinskis Beurlaubung ohne Vorhaben, ohne Ziel, ohne eine Spur von Rechtfertigung schien völlig unverständlich. Er war mit vierzig Jahren Institutsdirektor, hatte fünfzehn Wissenschaftler unter sich; er selbst unterstand – und das rein theoretisch – nur Desplechin. Sein Team erzielte ausgezeichnete Resultate, es stand im Ruf, eines der besten europäischen Teams zu sein. Also kurz, was war nicht in Ordnung? Desplechin fragte mit übertrieben dynamischer Stimme: «Haben Sie irgendwelche Pläne?» Dreißig Sekunden war es still, dann äußerte Djorzinski nüchtern: «Nachdenken.» Das fing schlecht an. Mit gezwungener Fröhlichkeit fragte Desplechin weiter: «Private Gründe?» Während er das ernste Gesicht mit den scharfen Zügen und den traurigen Augen betrachtete, das ihm zugewandt war, überkam ihn plötzlich tiefe Scham. Private Gründe, wieso? Er selbst hatte Djorzinski vor fünfzehn Jahren von der Universität Orsay an sein Institut geholt. Seine Wahl war, wie sich herausgestellt

hatte, ausgezeichnet gewesen: Djerzinski war ein sehr genauer, gewissenhafter, einfallsreicher Forscher; er hatte eine beträchtliche Anzahl von Resultaten vorzuweisen. Wenn es dem CNRS gelungen war, in der Molekularbiologie innerhalb der europäischen Forschung seinen Rang zu behaupten, war es weitgehend ihm zu verdanken. Er hatte sämtliche Hoffnungen erfüllt, über alle Maßen.

«Natürlich haben Sie weiterhin Zugang zu unserer EDV», sagte Desplechin zum Schluss. «Ihr Passwort für die auf dem Server gespeicherten Resultate und für den Internet-Zugang des Instituts bleibt weiterhin bestehen; und das auf unbestimmte Dauer. Wenn Sie sonst noch etwas benötigen, stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung.»

Nachdem Djerzinski gegangen war, wandte sich Desplechin wieder zur Fensterwand. Er schwitzte leicht. Auf der Uferpromenade gegenüber zog ein junger dunkelhaariger Mann nordafrikanischen Typs seine Shorts aus. Es gab noch eine Reihe echter Probleme in der biologischen Grundlagenforschung. Die Biologen taten so, als seien die Moleküle getrennte materielle Elemente, die nur durch elektromagnetische Anziehung und Abstoßung miteinander verbunden waren; keiner von ihnen, davon war er überzeugt, hatte von dem EPR-Paradoxon und den Versuchen von Aspect gehört; keiner hatte sich je die Mühe gemacht, sich über die Fortschritte zu informieren, die seit Anfang des Jahrhunderts in der Physik gemacht worden waren; ihre Vorstellung vom Atom unterschied sich kaum von jener, die bereits Demokrit vertrat. Sie trugen aufwendige, sich wiederholende Daten zusammen, nur um sofort irgendwelche industriellen Anwendungen dafür zu finden, ohne sich je klar zu werden, dass die theoretische Basis ihres Ansatzes unterminiert war. Djerzinski und er selbst waren aufgrund ihrer ursprünglichen

Studien als Physiker wahrscheinlich die Einzigen im CNRS, die sich dessen bewusst waren: Sobald man wirklich die atomaren Grundlagen des Lebens untersuchen würde, würden die Fundamente der gegenwärtigen Biologie gesprengt werden. Desplechin sann über diese Fragen nach, während sich die Dunkelheit allmählich über die Seine legte. Er konnte sich absolut nicht vorstellen, welche Wege Djerzinski mit seinem Nachdenken beschreiten mochte; er fühlte sich nicht einmal in der Lage, mit ihm darüber zu sprechen. Er war beinahe sechzig; auf geistigem Gebiet fühlte er sich völlig ausgebrannt. Die Homosexuellen waren inzwischen verschwunden, die Uferpromenade war wie ausgestorben. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er zum letzten Mal eine Erektion gehabt hatte; er wartete auf das Gewitter.